

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Der Postheiri : illustrierte Blätter für Gegenwart, Oeffentlichkeit und Gefühl**

Band (Jahr): **30 (1874)**

Heft 43

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>



30. Bd.



N^o 43.

24. Oktober.

Illustrirte Blätter

für Gegenwart, Oeffentlichkeit und Gefühl.

Abonnements-Preis für den ganzen Jahrgang von 52 Nummern Fr. 6.

Mutter Helvetia's Panner als Wirthshausflagge.

Mama Helvetia sitzt nicht mehr,
Sie ist empor gefahren;
Das Armaustrecken ward ihr schwer
In sechsundzwanzig Jahren.

Sie fuhr empor von ihrem Sitz
Und steht nun hochgebrüstet;
Ihr Auge funkelt wie ein Blitz,
Sie scheint gar sehr entrüstet.

Ihr weißes Kreuz im rothen Feld
Sieht sie auf Pensionen,
Auf Restaurants, um schnödes Geld
Auf Kneip' und Hotel thronen.

Allwärts im Berner oberland,
Wo Mammons böser Geiz fliegt,
Sieht blutig roth sie ihr Gewand
Mißbräuchlich so ge„kreuz“igt.

Kein Schulhaus und kein Kirchendach
Erfreut sich dieser Zierde.
Der Eidgenossen Panner, ach!
Scheint gut nur für die — Wirthhe.

Zuletzt sieht sie ihr heilig Kleid
Auf Sarons Wechslerbuden,
Sieht flattern es in nächster Zeit
Am First des Schacherjuden.

Sieht's flattern bald in Schwindelhöh'
Auf jedem Haus von Gründern,
Auf Fazy's Höll' des étrangers
Und sonst bei solchen Sündern.

Die Fahne muß dem Wirthshaus hoch
Sich knechtisch anbequemen;
Drum leuchtet sie viel röther noch:
Sie muß sich eben schämen.

Verkümmelt wird das Kleid, verkauft,
Das hehre Kleid der Ahnen;
Wo unten man die „Fahnen“ kauft,
Thront oben es als Fahnen.

Das fährt ihr durch den Busen wild,
Es fängt ihr an zu bangen;
Daß ihr Gewand als Wirthshauschild
Auf Restaurants muß prangen.

Das weiße Kreuz im rothen Feld
Kriegt manchen Nasenstüber;
Es heißt: „der Schweizer will nur Geld,
Es geht ihm nichts darüber.“

Zahlt theure Rechnung master John,
Schaut er auf's Dach mit Höhnen:
„C'est-là qu'on fait des rations —
Bei William Tell und Söhnen!“

Röbi.

Nathanael Nüsperli's Brautfahrt.

Eine altkatholische Novelle.

1.

Ich heiße Nathanael Nüsperli und bin meines Berufs Notar. Auch hat mir das Vertrauen meiner Mitbürger die Verwaltung mehrerer wohlthätigen und gemeinnützigen Stiftungen übertragen, auf welches Vertrauen ich mit Recht glaube stolz sein zu dürfen.

Meine innigst geliebte Braut, Jungfrau Dorothea Meier, hatte ich im Bad Wanzwyl kennen gelernt. — Der Himmel, in welchem bekanntlich die Ehen geschlossen werden, hatte es gefügt, daß wir beide unsere Kur am nämlichen Tage begannen, ein glücklicher Zufall, denn wenn wir nicht volle 6 Wochen miteinander Wanzwylwasser getrunken hätten, so wäre es zwischen uns kaum bis zu einer Erklärung gekommen.

Weder sie noch ich waren eigentlich krank. Das unnenmbare Uebel, welches sowohl ihr als mir am Lebensmark zehrte, hatte seinen Sitz eher im Gemüth, als in einem unserer leiblichen Organe; es war, wie Dorothea sich so schön auszudrücken mußte, eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Unerreichten. Dagegen sollte das Wanzwylwasser nach der übereinstimmenden Aussage unserer beidseitigen Aerzte außerordentlich gute Dienste leisten. Nach der Analyse eines bekannten Chemikers enthielt der Wanzwylbrunnen, nebst einiger kohlenfauren Kalkerde und unverkennbaren Spuren organischer Stoffe, etwas Eisen. Man sagte sich *sub rosa*, der Eigenthümer habe einige Zentner rostiger Schuhnägel in die Brunnstube versenkt.

Schon am ersten Tage fiel mir die interessante Erscheinung mit den rundlichten Formen und den schmachtenden Blicken auf. Am zweiten schon wagte es der Dame, welche meine Tischnachbarin geworden, einige Worte über das Wetter zu adressiren. Am Ende der ersten Woche waren wir schon so weit, daß ich ihr jeden Morgen beim Brunnen den Becher füllte. In der dritten Woche trug ich ihr, so oft gemeinschaftliche Ausflüge gemacht wurden, das Umschlagtuch nach. Am Ende der sechsten Woche gestanden wir uns unsere Liebe und wechselten an einer abgelegenen Stelle der Anlagen, von den Kurgästen „Seufzer-Plätzchen“ genannt, den ersten bräutlichen Kuß.

Von meiner Seite stand unserer ehelichen Verbindung nichts im Wege; mir hatte Niemand nichts zu befehlen. Mit Dorothea verhielt es sich nicht

ganz so. Ihr Vater war vermöglicher Gutsbesitzer und angesehener Gemeindebeamter in einer größern ländlichen Ortschaft des Nachbarantons. Sein Wille war Gesetz im Hause. Seine Beistimmung mußten wir gewinnen, wenn wir glücklich werden wollten. Dann hatte es noch einen andern Haken: die Familie meiner lieben Dorothea war katholisch, ich selber Protestant, was ich jedoch vor der Hand mit Stillschweigen zu übergehen beschloß.

2.

Dorothea hatte mir versprochen, die Wege meiner Freierwerbung, so viel in ihren Kräften stehe, zu ebnen. Einige Wochen nach meiner Rückkehr in die Schreibstube erhielt ich einen Brief von der Geliebten, in welchem sie mir die erfreuliche Nachricht mittheilte, daß es ihr gelungen sei, die Mutter für uns zu gewinnen; die Hauptsache bleibe aber immerhin die Zustimmung des Vaters, der im Hause das entscheidende Wort führe. Diese Zustimmung werde ich mir selbst erringen müssen. Es sei jetzt der Augenblick gekommen, da ich meine Brautfahrt zu unternehmen hätte, um von den Eltern das Jawort zu erhalten. Es werde viel auf den ersten Eindruck ankommen, den ich auf den Vater machen werde, fügte Dorothea bei. Von einem gefaßten Urtheil lasse er nicht so bald wieder und hätte er einmal nein gesagt, so würde schier unmöglich sein, dieses Nein in ein Ja umzuwandeln. Er liebe ein entschiedenes Wesen und möge die Duckmäuser nicht leiden. Ein forsches Auftreten werde ihn günstiger für mich stimmen, als zu viel Höflichkeit und Untermwürdigkeit . . .

Du mein lieber Himmel! Ein forsches Auftreten war niemals meine Sache gewesen. Meine Natur ist von jeher mehr idyllisch als heroisch gewesen oder, wie Dorothea so schön zu sagen mußte: *moll* und nicht *dur* war die Grundstimmung meiner Seele.

Ich fing damit an, mir den Backenbart stehen zu lassen, da die Natur mir leider einen Schnurrbart versagt hat. Dann probirte ich es zur allmäligen Abhärtung meines weichschaligen Gemüths die Bauern anzuschmauzen, die zu mir auf's Bureau kamen, ihre Kapitalzinse auszurichten. Einmal wäre es mir dabei schier schlimm ergangen und ich erlebte von Einem, der gekommen war sein Kapital abzuzahlen und sich meinen schnöden Bescheid nicht gefallen ließ, innerhalb meiner eigenen 4 Wände die ärgsten Grobheiten.

Zu meinem schwarzen Festtagsanzug und einer nagelneuen spiegelglatt gebürsteten Angströhre machte ich mich endlich auf die Reise, um bangen Herzens beim Vater meiner Dorothea, vor welchem ich einen ganz gewaltigen Respekt hatte, um die Hand der Geliebten anzuhalten.

3.

Von der letzten Eisenbahnstation bis zum Dorf Gottmarching, wo mein Schwiegervater in spe das Ehrenamt eines Gemeindepräsidenten bekleidete, hatte man etwa eine Stunde zu gehen, welchen Weg ich zu Fuß zurückzulegen gedachte. Wie groß war meine Ueberraschung, als mich bei meiner Aussteigestation ein Mann mit den Worten empfing, er habe von Herrn Gemeindepräsidenten Meier einen schönen Gruß auszurichten, mit der Bitte, ich möchte es nicht verschmähen, mich seines Fuhrwerkes zu bedienen, welches zu meiner Verfügung bereit stehe.

Vor lauter Erstaunen kaum eines Wortes mächtig, ließ ich mich in den Wagen packen.

Als der Gaul angezogen hatte, fügte mein Kutscher noch bei, er habe vom Herrn Gemeindepräsidenten die Weisung, mich direkt nach dessen Wohnung zu führen und, wegen der durch meine erwartete Ankunft unter der Bevölkerung verursachten Aufregung, unterwegs, möge auch geschehen, was da wolle, so wenig als möglich anzuhalten . . .

Was sollte das bedeuten? Hatte meine Dorothea in Gottmarching so viele Bewerber und Anbeter, daß die Ankunft des fremden Bräutigams eine gefährliche Aufregung im Dorfe hervorrief? — Und woher diese so unverhoffte Zuorkommenheit meines künftigen Schwiegervaters? Mein Verstand blieb stehen wie eine unaufgezogene Uhr. Bald sollte mein Erstaunen noch höher wachsen.



Als wir uns den ersten Häusern Gottmarchingens näherten, bemerkte ich, daß ein Triumphbogen

aus grünem Moos die Straße überspannte, der die Inschrift trug: „Willkommen“. Unter dem

Triumphbogen standen 2 bis 3 Duzend jonntäglich gekleideter Kinder mit dem Lehrer an ihrer Spitze, welche, als wir angefahren kamen, den Choral „Wir glauben All' an einen Gott“ zu singen begannen. Aber nicht lange, so erscholl, den Gesang der Kinder übertäubend, hinter einer benachbarten Hecke hervor ein fürchterliches Pfeiffen und Heulen begleitet von Rühglockengegeschell und dem Lärm gegeneinander geschlagener Pfannendeckel. Mein

Kutscher winkte den singenden Schulkindern, unserm Fuhrwerk Platz zu machen, und fuhr, sobald der Platz frei war, so schnell als der Gaul laufen konnte, davon; ein Glück für mich, denn plötzlich wurde von der Hecke her, wo die scheußliche Katzenmusik lauter und lauter erscholl, ein Hagel von Steinen und Scheitern gegen uns geschleudert, der dicht hinter unserm Fuhrwerk niederfiel.

(Schluß in der nächsten Nummer.)

Feuilleton.

Aus der Bundesversammlung. Die Erleichterungsanstalten für bedrängte Nationalräthe werden zuweilen auch zu poetischen Ergüssen verwendet. So hat kürzlich ein Nationalrath auf den „Deckel“ folgenden Stoßseufzer geschrieben:

„Mit dem, was ich hieher muß bringen,
„Könnst' ich zu Haus mein Gärtlein düngen.“

Ein boshafter Kollege oder wohl gar ein muthwilliger Referent schrieb darunter:

„Hast du nur „Miß“ hieher gebrungen,
„Behalt' ihn, Freund, und halt die Zungen.“

Oberländerwitz. In einem der letzten schönen Herbsttage besuchten Graf B. und Baron von M. aus Berlin den Beatenberg bei Interlaken. Im Hinuntersteigen belustigten sie sich damit eine Ziegenherde in Allarm zu bringen, welche von panischem Schreck erfaßt, davon rannte. „Sagen Sie mal, liebenswürdiger Ziegenhirte“, — wandte sich Baron von M. an den verblüfften Geißbuben, — „fürchten sich denn Ihre Ziegen vor den gebildeten Leuten?“ — „Nei“, — erwiderte der Geißbub, — „nid vor de Lüte, aber vor de Söü.“ — Baron von M. notirte sich Dieses nicht in sein Tagebuch.

Der heurige Sauser bereitet den Ehefrauen manchen Verdruß und soll bei denselben, trotz seiner Kometennatur, keineswegs gut angeschrieben sein. Es ist sich auch darüber nicht zu verwundern. Kommt da kürzlich (an einem der letzten Regentage)

ein Chemann ziemlich spät und im besten Stadium nach Hause und legt — den nassen Schirm zur Frau in's Bett, während er sich selbst „zum Vertropfen“ in die Ecke stellt.

Zukunftsmusik.

(Mitgetheilt aus Vimmatathen.)

An Herrn N. N. Wir bescheinigen den richtigen Empfang Ihrer Zuschrift vom . . . , worin Sie uns mittheilen, daß Sie sich entschlossen haben, sich bei der Aktiengesellschaft für unser Unternehmen nicht zu betheiligen.

Dies Vorgehen kennzeichnet Sie, mein Herr, hinlänglich als einen ungebildeten, pöbelhaften, lumpigen Tropf, der nicht im Stande ist zu beurtheilen, was zu seinem Besten dient, und der, statt einfach den Räthen von uns weisen Leuten, die das besser verstehen, nachzuleben, seinem dummen Querkopf folgt. Sie haben sich dadurch nicht nur vor der ganzen Welt lächerlich gemacht, sondern sich geradezu die Verachtung aller Guten und Verständigen zugezogen. Ihr Name wird neben dem Herostrats auf ewig mit Schande bedeckt in die Blätter der Weltgeschichte eingetragen werden. Uebrigens stellen wir Ihnen zum Schluß die Alternative: entweder zeichnen Sie 100,000 Franken in Aktien für unser Unternehmen oder wir nehmen Sie vor die Gerichte und lassen Sie entweder in's Zuchthaus oder in's Narrenhaus sperren — da ist Ihr rechter Platz.

Im Namen der Direktion der „Ach hätt' ich

Geld“ = Bahn = Unternehmung.

Der Präsident: K. K.

Der Sekretär: J. J.

Briefkasten. Ls. K. Benutzt mit einer kleinen Redaktionsveränderung. — Hans in B. Merci! Benutzt. — J. Et. in B. Nr. 1 ist wüste und überdieß Meidinger; Nr. 2 zu benutzen; Nr. 3 doch wohl nicht pikant genug. Das Original sollen Sie zurückerhalten. — «Alpentelegraph». Die Pointe ist uns nicht ganz deutlich. Wollten Sie uns vielleicht das Verständniß öffnen? — V. D. v. Bi. Persönliche Anspielungen, deren Tragweite wir nicht kennen, können wir nicht aufnehmen. — Ich. v. in B. Beides erhalten. Für heute fehlt es uns an Raum. — «Freund» in L. Wollen sehen, ob sich ein Helg dazu machen läßt. — J. H. in N. Benutzt. — Ein Freund des Stigmatisirens. Uns scheint, die Kuischen Lateaux seien schon zahlreich genug. Diese Kunst lernt sich von selbst. — K. b. i. Erhalten. Schönen Dank. —